

Gabriel Kuhn

Beiträge zur Kolumne »Und nun zum Sport« in analyse & kritik (ak)

ak Nr. 626, 18. April 2017

Eine leichte Entscheidung

Manchmal ist es leicht, eindeutige Urteile zu fällen: Die Entscheidung der ak-Redaktion, eine Sportkolumne einzurichten, ist blendend.

Nun ist es für einen Sportliebhaber wie mich ein Leichtes, das zu sagen. Aber es geht hier nicht um irrationale Leidenschaften. Die politische Auseinandersetzung mit dem Sport erfordert nicht, Sport zu mögen. Schließlich gibt es gute Gründe dafür, das nicht zu tun: von entwürdigenden Ausleseverfahren im Schulsport und der Vermittlung unheilbringender Körpernormen bis zur Kommerzialisierung und dem Chauvinismus des heutigen Profisport-Spektakels.

Der Marxist Terry Eagleton meint, „wenn ein rechter Thinktank den Auftrag erhielte, eine besonders effektive Methode zu entwerfen, um Menschen für politische Ungerechtigkeit blind zu machen, könnte er nichts Wirksameres erfinden als den Fußball“, und für den Anarchisten Noam Chomsky ist der Sport „ein gesellschaftlicher Bereich, der keine Bedeutung hat und wahrscheinlich deshalb so populär ist, um von den wirklichen Problemen abzulenken, die wir nicht beeinflussen können, weil uns die Macht dazu fehlt“.

Mag alles sein. Aber: Wenig begeistert die Massen so wie der Sport. Der Sport macht ungeahnte Emotionen frei, versetzt Phlegmatiker in Energiebündel und schafft Kollektivsubjekte der besonderen Art. All das mag unbehaglich sein, unterstreicht aber gerade deshalb die Wichtigkeit der politischen Auseinandersetzung mit dem Phänomen. Davor die Augen zu verschließen und es als per se reaktionär abzukanzeln, hilft niemandem außer den Reaktionären.

Wer politische Intervention nicht auf eitel behütete Subkulturen beschränken will, kann den Sport nicht ignorieren. Es gibt keine Orte, an denen so regelmäßig so viele Menschen zusammenkommen wie in Sportstadien. Alleine darin liegt ungeheures politisches Potenzial. Natürlich ist das, was auf den Rängen dieser Stadien geschieht, für den Rest der Gesellschaft von Bedeutung. Und welche Bühne für Proteste große Sportereignisse zur Verfügung stellen, beweist nicht zuletzt der vielleicht berühmteste Black-Power-Gruß aller Zeiten: auch wenn wenige die Namen von Tommie Smith und John Carlos kennen, haben praktisch alle ein Bild ihres ikonischen Protests auf dem Siegerpodium des 200-Meter-Laufs der Olympischen Spielen 1968 in Mexiko-Stadt im Kopf – Olympische Spiele, die im Übrigen von sozialen Massenprotesten begleitet waren.

Vieles, was aus linker Sicht am Sport negativ ist – seine Vereinnahmung durch die Herrschenden, seine Rolle als Katalysator wertkonservativer Ressentiments, seine ökonomische Ausschlachtung durch widerwärtige Sponsoren – hat seinen Grund darin, dass wir uns auf einem hochpolitischen Terrain bewegen. Der Sport spiegelt die Gesellschaft wider und beeinflusst sie. Wenn es der Linken gelingt, in dieses Wechselspiel einzugreifen, kann er zu einem wichtigen Mittel im Kampf um gesellschaftliche Veränderung werden.

Es ist bemerkenswert, dass viele Linke dies dem Sport nicht zutrauen. Hier kommen nicht zuletzt kulturellere Vorurteile zum Tragen. Kritik an Hollywood führt nicht zu einer Infragestellung der Filmkunst. Das von den Kastelruther Spatzen ausgelöste Grauen lässt Element of Crime in umso helleren Licht erstrahlen. Und nur weil es die Bild-Zeitung gibt, hören die Leute nicht auf, die ak zu lesen. Beim Sport scheint etwas Besseres als martialische Kriegsrhetorik und Nationalflaggenwahnsinn undenkbar. Sport ist gleich Sport ist gleich Scheiße.

Dabei gibt es antifaschistische Fangruppierungen, Sportvereine, die auf Solidarität statt Konkurrenz setzen, und Sportveranstaltungen, die wichtige kulturelle Treffpunkte und soziale Lernstätten sind. In der historischen Arbeitersportbewegung, deren Kritik an den marktschreierischen, wettbewerbsorientierten und nationalistischen Zügen dessen, was rechtschaffen als „bürgerlicher“ Sport denunziert wurde, erstaunliche Aktualität besitzt, waren Millionen von Arbeiter_innen organisiert.

Es ist wichtig für die Linke, Initiativen dieser Art zu unterstützen, und von großem Nutzen, die politischen Strukturen und gesellschaftlichen Implikationen des (geliebten oder gehassten) Sports zu analysieren. Zudem ist es ausgesprochen hilfreich, gesellschaftspolitische Probleme anhand exemplarischer Geschichten aus dem sportlichen Alltag zu diskutieren. So gibt es wenige Beispiele, an denen sich konventionelle Konzeptionen von Geschlechtsidentität besser illustrieren lassen, als anhand der beschämenden Debatten um Sportler_innen wie Caster Semenya.

All das – und mehr – soll in den nächsten Monaten an dieser Stelle Gegenstand der Betrachtung sein. Freuen wir uns darauf!

ak Nr. 630, 19. September 2017

Antirassistische Proteste im US-Sport

Die Wellen, die das Wüten der Neo-Nazis in Charlottesville und die mehr als zaghafte Reaktion von Präsident Donald Trump in den USA schlugen, reichten bis in die Welt des Sports. Das erstaunt nicht unbedingt. Schon seit einigen Jahren nehmen Sportler_innen in den USA wieder vermehrt zu politischen Themen Stellung. Sie knüpfen damit an eine Tradition an, die Ende der 1960er Jahre ihren Höhepunkt erreichte, um danach dramatisch abzuflauen. Die Flaute scheint nun jedoch vorbei. Nachdem im Februar 2012 der unbewaffnete schwarze Jugendliche Trayvon Martin in Florida vom Mitglied einer Bürgerwehr getötet worden war, posierte das Basketballteam der Miami Heat für ein Foto mit Kapuzenpullis. Diese waren zum Symbol der Protestbewegung geworden, die Martins Tod ausgelöst hatte. Die Tatsache, dass Martin auf dem Nachhauseweg einen Kapuzenpulli trug, hatte ihn angeblich verdächtig gemacht. Als zwei Jahre später der unbewaffnete Michael Brown, ebenfalls Afroamerikaner, in Ferguson, Missouri, auf offener Straße von einem Polizeibeamten erschossen wurde, liefen vor einem American-Football-Match einige Spieler der St. Louis Rams mit erhobenen Händen ins Stadion ein. Auch sie übernahmen ein Protestsymbol: Zeugenaussagen zufolge hatte Brown vor seinem Tod die Hände in die Luft gestreckt und gesagt: „Don‘t shoot.“

Dass im Falle der Football-Spieler lange über eine mögliche Strafe diskutiert wurde, sagt einiges über die NFL, die American-Football-Profiliga, aus. Sie ist deutlich konservativer als die für die Basketballliga verantwortliche NBA. Basketballspieler meldeten sich in den letzten Jahren immer wieder politisch zu Wort, darunter Superstars wie LeBron James, Carmelo Anthony und Kevin Durant.

Besonders zu spüren bekommt diesen Unterschied im Moment Colin Kaepernick. Der Quarterback der San Francisco 49ers begann im August 2016, sich während des obligatorischen Abspielens der Hymne vor Spielbeginn niederzuknien. Er begründete den Protest mit den Worten: „Ich kann nicht so tun, als wäre ich stolz auf ein Land, in dem Schwarze und People of Color unterdrückt werden.“

Zwar taten es Kaepernick danach einige NFL-Spieler gleich, den Ruf des Rädelsführers wurde er jedoch nicht mehr los. Heute steht er ohne Vertrag da, was an das Schicksal Dave Meggyesy erinnert, der 1970 mit *Out of Their League* eine der besten Sportbiografien aller Zeiten veröffentlichte. Meggyesy sah sich gezwungen, aufgrund seines Engagements gegen den Vietnamkrieg seine Football-Karriere zu beenden.

Nach Charlottesville ist der mittlerweile so betitelte „Hymnen-Protest“ trotz Kaepernicks Abwesenheit wieder aufgeflammt. Vor einem Spiel der Cleveland Browns knieten während der Hymne sieben Spieler am Boden, darunter mit Seth DeValve erstmals auch ein weißer. DeValve, dessen Frau Afroamerikanerin ist, begründete seine Entscheidung so: „Meine Kinder werden nicht so aussehen wie ich. Ich will dazu beitragen, dass sie unter gesellschaftlichen Bedingungen aufwachsen, die besser sind als die heutigen.“

Dass DeValves Protest eine Menge an Aufsehen erregte, hat sowohl mit der Bedeutung des American Football für die US-amerikanische Identität als auch mit patriarchalen Strukturen im Sport zu tun. Als die weiße Fußballspielerin Megan Rapinoe es Kaepernick bereits Monate vorher gleichtat, nahmen wenige Medien davon Notiz. Mehr Gewicht hatte Steve Kerrs öffentlich

geäußerte Kritik am „Krieg gegen den Terror“. Kerr, Trainer der NBA-Titelträger Golden State Warriors, verlor seinen Vater 1984 bei einem Anschlag des Islamischen Dschihad in Beirut.

Warum sich im Baseball vergleichsweise wenig tut, erklärt Adam Jones von den Baltimore Orioles mit den einfachen Worten „Baseball ist ein weißer Sport“. Tatsächlich sind nur 8% der Baseball-Profis schwarz, in der NFL und NBA sind es mehr als die Hälfte. Dies bestätigt auch, dass das neue politische Engagement im US-Sport wesentlich von Afroamerikaner_innen getragen wird. Ursprünglich konzentrierten sich die Proteste auf Rassismus und Polizeigewalt. Spätestens seit Trumps Einzug ins Weiße Haus wird zunehmend das politische System als Ganzes ins Visier genommen.

Dave Zirin, der zahlreiche Bücher zu Sport und Politik in den USA veröffentlicht hat, umreißt auf Anfrage die Gründe für diese Entwicklung mit drei Stichworten: Black Lives Matter schaffe die notwendige Grundlage einer starken sozialen Bewegung; Soziale Medien erlauben Sportler_innen, aus ihrem isolierten Dasein auszubrechen; und Donald Trump sei das unmittelbare Ärgernis, dessen es bedürfe, um zur Tat zu schreiten.

Wollen wir hoffen, dass wir erst den Anfang gesehen haben.

ak Nr. 635, 20. Februar 2018

Wintersport goes politics

Die Olympischen Winterspiele, die vom 9. bis 25. Februar im südkoreanischen Pyeongchang stattfinden, haben aus zwei Gründen weltpolitisches Interesse geweckt: Erstens stellen Nord- und Südkorea ein vereintes Damen-Eishockey-Team, was – wieder einmal – die Hoffnung auf Tauwetter in der Region nährt. Und zweitens wurde Russland von den Spielen ausgeschlossen aufgrund des umfassenden und wohl von staatlicher Hand sanktionierten Dopingprogramms, das bei den letzten Winterspielen in Sotschi Spitzenleistungen garantieren sollte. Im Gegensatz zu der Freude über die Annäherung zwischen den koreanischen Staaten gab der Ausschluss Russlands eher zu medialen Schreckensszenarien Anlass. Manche sahen gar einen neuen Kalten Krieg heraufziehen. Dies mag eine Spur überzogen sein. Es ist jedoch davon auszugehen, dass die „unbescholtenen“ russischen Sportler_innen, die sich entschieden, unter olympischer Flagge als sogenannte „unabhängige Olympiateilnehmer_innen“ anzutreten, in ihrer Heimat nicht nur Freunde gewannen.

In jedem Fall nimmt die Politik auch abseits der großen Themen im Wintersport Einzug. Um die Dimensionen hier richtig einschätzen zu können, müssen wir uns daran erinnern, dass der Wintersport politisch in der Regel wenig mehr zu bieten hat als die obligatorische propagandistische Verwertung durch die Machthabenden. Das hat im Wesentlichen zwei Gründe: Erstens sind in Wintersportarten kaum Athlet_innen vertreten, die gesellschaftlichen Minderheiten angehören. Es sind jedoch vornehmlich diese, die auch als politische Akteur_innen auftreten. Zweitens ist eine erfolgreiche Laufbahn in fast allen Wintersportarten von konservativen und eng mit staatlichen Behörden verknüpften Sportverbänden abhängig. Dies erklärt auch, warum ein so hoher Prozentsatz von Wintersportler_innen beim Militär, der Polizei oder dem Zoll angestellt ist. Schifahrer_innen, Rodler_innen oder Eisschnellläufer_innen, die nicht spuren, fliegen raus. Während es im Fußball die Möglichkeit gibt, zu einem anderen Verein zu wechseln, oder Tenniskarrieren wesentlich auf die Unterstützung von Eltern oder individuellen Förderern aufbauen, wird Wintersportler_innen damit in der Regel jede Grundlage sportlichen Aufstiegs entzogen. Außer sie greifen zu drastischen Mitteln: 1976 meldete der Österreicher Helmut Girardelli seinen Sohn Marc nach Streitigkeiten mit dem Österreichischen Skiverband bei dessen rein formell existierenden luxemburgischen Pendant an. Marc sollte unter der Flagge dieser eigenwilligen Skimacht fünfmal den Gesamtweltcup gewinnen.

Das sind jedoch die Ausnahmen. Gewöhnlich arbeiten sich diejenigen nach oben, die ihren Verbänden hörig bleiben. Nur die ganz großen Stars können sich irgendwann Eigenwilligkeiten erlauben, weil sie zu „Investments“ geworden sind, mit denen man es sich nicht verscherzen mag.

Auch Sportverbände freuen sich an guten Einnahmen. So wagten es der österreichische Serienskiweltcupsieger Marcel Hirscher und das deutsche Slalom-Ass Christian Neureuther 2015 tatsächlich, die Kriterien bei der Vergabe Olympischer Winterspiele infrage zu stellen. Neureuther meinte angesichts der Entscheidung des Internationalen Olympischen Komitees, die Winterspiele 2022 in Peking stattfinden zu lassen: „Wenn man sich die Großereignisse ansieht, das ist, denke ich, nicht im Sinne des Sports. Das hinterlässt auch den Eindruck bei den Bürgerinnen und Bürgern, dass der finanzielle Faktor beim IOC im Vordergrund steht und nicht der Sport.“

Noch deutlicher in ihren politischen Stellungnahmen wurden im vergangenen Herbst die derzeitigen Sterne am US-Skihimmel. Lindsey Vonn meinte, in Pyeongchang zwar für ihr Land, nicht aber für ihren Präsidenten antreten zu wollen, und Mikaela Shiffrin brach eine Lanze für die beim Abspielen der US-Hymne protestierenden Footballspieler (ak 630): „Das, wofür viele Footballer eintreten, sollte sich im moralischen Kodex eines jeden Menschen wiederfinden: Gleichheit, eine faire Strafverfolgung, gleiche Bildung für alle Menschen.“

In Österreich hat zuletzt #MeToo den Skisport erreicht. Die ehemalige Rennläuferin Nicola Werdenigg berichtete in der Tageszeitung „Der Standard“ über sexuelle Übergriffe in den Skischulen des Landes sowie durch Trainer und Serviceleute. Die Antwort des Österreichischen Skiverbandes war gewohnt souverän: man drohte Werdenigg mit einer Klage wegen Verleumdung. Erst nachdem weitere Betroffene an die Öffentlichkeit getreten waren, ruderte man zurück. Nun wolle man „aufklären“. Dieser Prozess geht zwar schleppend voran, aber es rührt sich etwas im sprichwörtlichen Stangenwald. Gut so.

ak Nr. 640, 21. August 2018

Dennis Rodman und Nordkorea

Man könnte meinen, dass das Drama rund um Mesut Özil das Politsportereignis des Sommers war. Es schuf #MeTwo, rückte den DFB in ein schlechtes Licht und war möglicherweise sogar der Grund für das Ausscheiden der „Mannschaft“. Zwar verschwand jede sinnvolle Debatte irgendwann zwischen rassistischem Gezeter auf der einen und Erdoğan-Apologetik auf der anderen Seite, doch die politische Bedeutung des Sports – der offiziell nie mehr als genau das sein darf – wurde deutlich wie selten zuvor.

Gleichzeitig bleibt die Özil-Nabelschau freilich eine spezifisch deutsche Angelegenheit mit türkischer Anteilnahme. International stach im Sommer 2018 für sportinteressierte Politbeobachter_innen ein anderes Ereignis heraus, nämlich das Treffen zwischen Kim Jong-un und Donald Trump. Um das zu erklären, müssen wir ein paar Jahre zurückspulen.

Im Januar 2014 landete ein US-Basketball-Team in der nordkoreanischen Hauptstadt Pjöngjang. Es wurde angeführt von Dennis Rodman, einem Basketball-Enfant-terrible, das während seiner aktiven Laufbahn durch bunte Haare, Gesichtspiercings und ein demonstratives Desinteresse an Korbwürfen auffiel. Rodmans Stärke war das Sammeln von Rebounds, also der vom Korb zurückspringenden Fehlwürfe. Alles andere interessierte ihn wenig. Sieben Jahre lang war er der beste Rebounder der amerikanischen Profiliga NBA. Fünf Mal wurde er NBA-Champion, drei Mal davon mit den Chicago Bulls an der Seite des legendären Michael Jordan. Abseits des Courts fiel er durch Affären mit Madonna und der Schauspielerin Carmen Elektra, exzessiven Alkoholgenuss und skurrile Geschäftsideen auf – und eine bizarre Freundschaft mit Kim Jong-un.

Kim Jong-un ist großer Basketballfan. Er verfolgte die NBA als Kind zu Rodmans Glanzzeiten. Es existiert sogar ein Foto, auf dem der vermeintliche Teenager Kim Jong-un ein Rodman-Shirt trägt. Im Jahr 2013, mittlerweile Staatsoberhaupt, lud Kim Rodman nach Pjöngjang ein. Rodman erschien mit drei Mitgliedern der Harlem Globetrotters, die ihre weltberühmte Basketballshow zum Besten gaben. Kim Jong-un war wenig begeistert. Er wollte richtiges Basketball sehen. Rodman erhielt den Auftrag, eine US-Auswahl zusammenzustellen, um sich mit dem nordkoreanischen Team zu messen.

Rodman nahm sich der Aufgabe an, doch sie wuchs ihm über den Kopf. Als er im Januar 2014 mit prominenten ehemaligen NBA-Spielern wie Cliff Robinson und Vin Baker in Pjöngjang erschien, flüchtete er sich in den Alkohol. Anlässlich des Geburtstags des „Marschall“, wie er Kim Jong-un gerne nennt, lallte Rodman „Happy Birthday“ ins Mikrofon. In einem CNN-Interview verteidigte er die Inhaftierung des US-amerikanischen Missionars Kenneth Bae. Die nordkoreanische Führung sah sich gezwungen, das gemeinsame Wochenende mit Kim Jong-un aus dem Programm zu streichen, um diesem weitere Peinlichkeiten zu ersparen.

Bei seiner Rückkehr in die USA war Rodman in Tränen aufgelöst und erklärte, kein Politiker zu sein. Er hätte nur „Basketball-Diplomatie“ betreiben wollen. Das war eine Anlehnung an die „Ping-Pong-Diplomatie“ der USA, die in den frühen 1970er Jahren den historischen Besuch Richard Nixons in China vorbereitete. Ein Jahr bevor Nixon als erster US-Präsident die Volksrepublik aufsuchte, tourte eine Auswahl US-amerikanischer Tischtennispieler durch das Land.

Rodman wurde 2014 belächelt. Doch dann kandidierte sein Freund Donald Trump für das Präsidenschaftsamt – und gewann. Rodman hatte Trumps Kandidatur unterstützt, gebühlich mit einem Tweet: „Donald Trump ist seit vielen Jahren ein großartiger Freund. Wir brauchen nicht noch einen Politiker, wir brauchen einen Geschäftsmann. Trump 2016!“

Dass Rodman eine aktive Rolle in der Planung des US-Nordkorea-Gipfels in Singapur spielte, ist zu bezweifeln. Doch ließ er es sich nicht nehmen, extra für das Treffen anzureisen. In einem Live-Interview brach er erneut in Tränen aus. Dieses Mal vor Rührung: „Es ist unglaublich. Ich habe immer an Nordkorea geglaubt. Als ich 2014 nachhause kam, erhielt ich Todesdrohungen und musste mich 40 Tage lang verstecken. Aber ich gab nie auf. Ich wusste, dass sich die Dinge ändern würden. Ich wusste es. Ich war der einzige. Niemand hörte mich, niemand sah mich. Ich habe das alles über mich ergehen und mich nicht kleinkriegen lassen. Heute ist ein großer Tag für alle: Singapur, Tokio, China, ein großer Tag für alle. Ich bin hier als Zeuge. Ich bin so glücklich!“

Ob Dennis Rodman auch dem DFB bei der Lösung seiner Probleme behilflich sein könnte, ist fraglich. Wobei: einen Versuch wäre es womöglich wert. Unbedarfter als die derzeit Verantwortlichen kann er sich nicht anstellen.

ak Nr. 641, 18. September 2018

Rotes Wien und blauer Sportminister

Der österreichische Sportminister ist der Ansicht, dass das Land ein neues Nationalstadion braucht. Seit rund 100 Jahren hat das Ernst-Happel-Stadion – im Volksmund nach wie vor Praterstadion genannt – diese Funktion inne. Geht es nach dem Sportminister, soll dieses jedoch nicht nur seiner Funktion entledigt, sondern überhaupt abgerissen werden. Dass dem unter anderem der österreichische Denkmalschutz im Wege steht, belegt für den Minister, wie „unsinnig“ dieser sei.

Was nach einer langweiligen innenpolitischen Marotte klingt, gewinnt an Bedeutung, wenn wir in Betracht ziehen, dass der österreichische Sportminister niemand Geringerer als HC Strache ist, seines Zeichens Obmann der – freundlich gesagt – rechtspopulistischen FPÖ. Das Praterstadion wiederum wurde anlässlich der Arbeiterolympiade in Wien 1931 erbaut. Bei dieser versammelten sich 25.000 Sportler_innen aus aller Welt für ein Fest mit proletarischem Kulturprogramm, aber ohne Nationalflaggen und Hymnen. Das Ereignis war ein Höhepunkt in der Geschichte des Arbeitersports ebenso wie eine Gelegenheit für das sogenannte Rote Wien, seine sozialen Errungenschaften zu präsentieren. Regiert wurde das Rote Wien von Austromarxist_innen, die sich in einer Nische zwischen Bolschewismus und sozialdemokratischem Klassenkompromiss verorteten. Das Praterstadion wurde als Prunkstück damaliger „Massenarchitektur“ gefeiert. Soziale Segregation auf den Rängen war verpönt.

Julius Deutsch, Präsident der Sozialistischen Arbeitersport-Internationale (SASI), widmete der Arbeiterolympiade eine Schrift mit dem bezeichnenden Titel „Unter roten Fahnen! Vom Rekord zum Massensport“. Dort zitierte er unter anderem aus dem Programm der SASI: „Die

Arbeitersportbewegung ist nicht minder wichtig als die politische, gewerkschaftliche und genossenschaftliche Bewegung der Arbeiterklasse; es gilt, auch auf dem Gebiet der Leibesübungen in allen Ländern den Kampf zu führen gegen Kapitalismus, Nationalismus und Militarismus.“

Es überrascht wenig, wenn die derzeitige österreichische Regierung unter der Führung von „Rockstar“ Sebastian Kurz (so Richard Grenell, US-Botschafter in Deutschland, offenbar ein Fan) mit dieser Geschichte aufräumen will. Anschließen will sie scheinbar an eine andere. Mit einem neuen Nationalstadion, so Strache, könne sich Österreich wieder um die Austragung einer Herren-Fußball-EM bewerben – und zwar gemeinsam mit Ungarn, wo mit Viktor Orbán ein guter Freund der Rockstar-Regierung das prestigeträchtige Projekt eines neuen Stadionbaus bereits durchgedrückt hat.

Nur zu gerne würde sich HC Strache ein ähnliches Denkmal setzen. Aus der wirtschaftspolitischen Orientierung seiner Partei macht er dabei keinen Hehl. So wäre ihm ein privater Investor durchaus recht. Wenn beispielsweise Red-Bull-Tycoon Dietrich Mateschitz sein Geldbörsel öffnen würde, wäre das eine große Sache. O-Ton Strache: „Es kann auch ein neues Red-Bull-Stadion das Nationalstadion werden.“

Bleibt zu hoffen, dass Strache mit diesem Vorstoß eine ähnliche Bauchlandung erleben wird, wie mit der versuchten Anwerbung Südtiroler Sportler_innen im Vorfeld der Olympischen Winterspiele 2018. Er hatte diesen eine Doppelstaatsbürgerschaft und damit auch ein mögliches Antreten im österreichischen Aufgebot in Aussicht gestellt. Das Problem: die fleißigen Medaillensammler_innen südlich des Brenners zeigten sich an dem Angebot wenig interessiert. „Ich bin Mitglied des italienischen Nationalteams und weiß nicht, warum ich daran etwas ändern sollte“, meinte etwa die Skirennläuferin Manuela Mölgg. Und die Biathletin Dorothea Wierer gab gar zu Protokoll, sich „zu hundert Prozent als Italienerin“ zu fühlen.

Derart mangelndes deutschnationales Bewusstsein verträgt sich schlecht mit den völkischen Vorlieben der „türkis-blauen“ Kurz-Strache-Koalition. Welch ein Glück. Dem größtenwahnsinnigen Projekt eines Stadionneubaus in Wien werden hoffentlich die sozialdemokratischen Bürokrat_innen, die in der Bundeshauptstadt regieren, einen Riegel vorschieben.

Auch das Frankfurter Waldstadion wurde anlässlich einer Arbeiterolympiade errichtet, nämlich der ersten, 1925. Heute tragen dort die Fußballer der Eintracht ihre Heimspiele aus. Deren Präsident Peter Fischer erklärte Ende 2017, dass AfD-Wähler_innen in seinem Verein nicht willkommen seien. Er stellte klar: „Wir haben Mitglieder verschiedenster Couleur. Es ist die Vielfalt und Internationalität, die die Eintracht ausmacht.“ Peter Fischer hat in seinem Leben viel gemacht. Vielleicht reizt ihn noch der Job als österreichischer Sportminister. Nur zu!

ak Nr. 642, 16. Oktober 2018

Black Power

Erinnerungen an 1968 lassen sich heuer viele feiern. Auch im Sport. So besetzten im Mai 1968 französische Fußballspieler den Sitz ihres Verbandes. Sie forderten Demokratisierung und entrollten ein Transparent mit der Aufschrift „Der Fußball den Fußballern“. Zum aufsehenerregendsten Ereignis kam es jedoch am 16. Oktober anlässlich der Olympischen Spiele in Mexiko. Bei der Siegerehrung des 200-Meter-Laufs der Herren senkten Goldmedaillengewinner Tommie Smith und der Drittplatzierte John Carlos während des Abspielens der US-Hymne ihre Köpfe und reckten jeweils eine Faust, an der sie einen schwarzen Handschuh trugen, in die Höhe. Es ist das berühmteste Bild aller politischer Sportproteste.

Einige Details werden von den überlieferten Bildern nur unscharf eingefangen: Smith und Carlos trugen keine Schuhe – sie wollten damit an die Armut von Afroamerikaner_innen zu erinnern. Ein schwarzer Schal um Smiths Hals stand für „Black Pride“. Carlos trug eine Perlenkette für die Opfer des Sklavenhandels und des Rassismus in den USA. Seine Trainingsjacke war geöffnet, um Solidarität mit der Arbeiterklasse auszudrücken. Sowohl Smith als auch Carlos trugen zudem

Buttons des Olympic Project for Human Rights (OPHR). Das tat auch der Zweitplatzierte, der Australier Peter Norman. Er spielte eine aktivere Rolle in dem Protest, als oft angenommen. Angeblich war er es, der Smith und Carlos empfahl, ein paar schwarze Handschuhe zu teilen, nachdem ein zweites Paar abhanden gekommen war. Dies erklärt, warum Smith einen rechten, Carlos aber einen linken Handschuh trug.

Smith und Carlos wurden von den Olympischen Spielen ausgeschlossen und nach ihrer Rückkehr in die USA lange angefeindet. Norman wurde vom Australischen Olympischen Komitee nie wieder für Spiele nominiert, obwohl er die Qualifikationsnormen mehrfach erbrachte. Mit Smith und Carlos blieb er sein Leben lang verbunden. Als er 2006 infolge eines Herzinfarkts starb, waren Smith und Carlos unter den Sargträgern in Melbourne.

Dem Protest der 200-Meter-Läufer folgten in Mexiko weitere. So schritten die siegreichen Läufer der US-amerikanischen 4x400-Meter-Herren-Staffel mit schwarzen Baskenmützen (einem Markenzeichen der Black Panthers) und erhobenen Fäusten zur Siegerehrung. Die US-amerikanische 4x100-Meter-Frauen-Staffel widmete ihren Sieg Smith und Carlos. Auch weiße US-Athlet_innen solidarisierten sich. So veröffentlichten die Ruderer des Achters, alle Harvard-Studenten, eine Stellungnahme, in der sie unter anderem erklärten: „Als Mitglieder des olympischen Teams der USA fühlt jeder von uns eine moralische Pflicht, unsere schwarzen Teamkollegen in ihren Anstrengungen zu unterstützen, den Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten, die unsere Gesellschaft durchdringen, Ausdruck zu verleihen.“

Auch wenn der Protest von Smith und Carlos oft als Paradebeispiel individuellen Protests angesehen wird, entsprang er kollektivem und organisiertem Widerstand. Das OPHR war 1967 vom Soziologen Harry Edwards ins Leben gerufen worden. Edwards wollte die Prinzipien der Bürgerrechtsbewegung in der Welt des Sports geltend machen. Die Forderungen reichten von einer Rehabilitierung Muhammad Alis, der 1967 aufgrund seiner Weigerung, als Soldat nach Vietnam zu gehen, seinen Schwergewichtstitel verloren hatte, über die Absetzung des für rassistische und antisemitische Äußerungen bekannten IOC-Präsidenten Avery Brundage bis zum Ausschluss der olympischen Delegationen Rhodesiens und Südafrikas.

Viele afroamerikanische Athlet_innen engagierten sich im OPHR. Als feststand, dass es zu keinem Boykott der Spiele durch die USA kommen würde, stellte das OPHR den Athlet_innen frei, an den Spielen teilzunehmen oder nicht. Einige blieben zuhause, darunter Lew Alcindor, der später unter dem Namen Kareem Abdul-Jabbar zu einem der größten Basketballspieler aller Zeiten werden sollte. Andere, wie Smith und Carlos, entschieden sich, nach Mexiko zu fahren, mit der Absicht, die Bühne für Proteste zu nutzen. Sie zahlten dafür einen hohen Preis. Anfang dieses Jahres stellte John Carlos in einem Interview mit „Motiv Running“ fest: „Es war die Sache wert. Wenn wir morgen noch einmal die Gelegenheit dazu hätten, würden wir es wieder tun. Keine Frage.“

ak Nr. 643, 13. November 2018

Asian Games in Indonesien: Kontroversen garantiert

An Sportgroßveranstaltungen gibt es jede Menge auszusetzen: sie verschlingen öffentliche Gelder, stellen kommerzielle Interessen über soziale, gentrifizieren unsere Städte, dienen Herrschenden zur Imagepflege, fachen Nationalismus an, lassen arme Menschen für das Vergnügen reicher schufteln und fesseln viel zu viele Menschen (vorwiegend Männer) an den Fernsehapparat.

Als wäre all dies nicht genug, gesellt sich ein Aspekt dazu, der gerne vernachlässigt wird, obwohl die Folgen dramatisch sein können. Es handelt sich um die mit diesen Veranstaltungen einhergehenden »sozialen Säuberung«, mit anderen Worten: um die Beseitigung von Personen, die die Jubel-Trubel-Heiterkeit-Stimmung stören könnten, etwa Bettler_innen, Obdachlose und vermeintliche oder tatsächliche Kleinkriminelle.

Oft wird dies mithilfe altbewährter Methoden bewerkstelligt: Bettel- und Alkoholverbote, Umgestaltung des öffentlichen Raumes, Schikanen durch Polizei und Sicherheitsbeamte. Manchmal

wird auch zu drastischeren Mitteln gegriffen. So im vergangenen Sommer in Indonesien anlässlich der Asian Games, an denen rund 12.000 Sportler_innen aus 45 Ländern teilnahmen.

Die Asian Games in Indonesien wurden weltweit als Beweis für die Demokratisierung des Landes gepriesen. Einige Demokrat_innen in Indonesien nehmen sich jedoch den philippinischen Präsidenten Rodrigo Duterte als Vorbild. Inspiriert von dessen rücksichtslosem Vorgehen gegen Drogenbenutzer_innen setzten indonesische Politiker_innen im Vorfeld der Spiele die Sicherheitskräfte des Landes auf zahlreiche »unerwünschte Elemente« an. Die Bilanz laut Amnesty International: 31 Tote.

Nicht alle waren beeindruckt. Manche diskutierten lieber, ob die 14 von 16 möglichen Medaillen, die Indonesien in Pencak Silat gewann, einer außerhalb Indonesiens kaum praktizierten Kampfsportart, tatsächlich für den Medaillenspiegel zählen sollten oder nicht. Menschenrechtsgruppen fordern jedoch bis heute eine Aufklärung der Morde.

Es ist nicht das erste Mal, dass in Indonesien abgehaltene Asian Games für politischen Zündstoff sorgen. Als die Spiele 1962 in Jakarta stattfanden, verweigerte die Regierung unter Präsident Sukarno, Held des Unabhängigkeitskampfes gegen die niederländischen Kolonialherren, den Teams aus Taiwan und Israel die Teilnahme. Als Indonesien daraufhin vom Internationalen Olympischen Komitee (IOK) ausgeschlossen wurde, veranstaltete Sukarno ein Jahr später die »Games of the New Emerging Forces« (GANEFo), an denen Delegationen aus über 50 Ländern teilnahmen. Erwartungsgemäß waren darunter zahlreiche Delegationen aus der damals so genannten »Dritten Welt«, ebenso wie Teams aus der Sowjetunion, China und anderen realsozialistischen Staaten. Aber auch einige südamerikanische und europäische Länder – darunter Argentinien, Brasilien, Frankreich und Italien, aber auch die ehemalige Kolonialmacht Niederlande – entsandten Sportler_innen. Diese waren zum größten Teil Vertreter_innen linker Studentenverbände und Arbeitersportvereine.

Nur wenige Länder schickten ihre besten Athlet_innen, da das IOK allen bei GANEFo antretenden Sportler_innen gedroht hatte, nicht an den Olympischen Spielen 1964 in Tokio teilnehmen zu dürfen. Für die indonesische Regierung entpuppte sich das IOC damit endgültig als »Werkzeug der Kolonialisten und Imperialisten«. Indonesien boykottierte die Spiele, Nordkorea tat es ihm gleich.

GANEFo war trotz der ambitionierten Pläne Sukartos keine Zukunft beschieden. Eigentlich sollte die zweite Auflage 1967 in Kairo stattfinden, doch scheiterte dies an einer Reihe diplomatischer Hürden. Es blieb bei einer einzigen Nachfolgeveranstaltung: die »Asian GANEFo« 1966 in Phnom Penh.

Die Regierung Sukarnos betonte ausdrücklich die Verbindung von Sport und Politik. Der damalige Außenminister Indonesiens, Subandrio, meinte: „Sport kann von Politik nicht getrennt werden und Indonesien verwendet den Sport als politisches Mittel, um Solidarität und Verständnis zwischen den Nationen zu schaffen.“

Dies steht in krassem Gegensatz zu der heutigen Regierung Indonesiens, die uns – wie alle heutigen Regierungen und Sportverbände – vorzugaukeln versucht, dass Sport und Politik nichts miteinander zu tun hätten. Eine solche Haltung ermöglicht es auch, Inkonsequenzen großzügig zu übersehen. So ist Israel seit 1981 offiziell bei den Asian Games nicht willkommen. Unter den offiziellen Apps der Asian Games 2018 fand sich jedoch Moovit: das Produkt eines israelischen Unternehmens sollte der Navigation des öffentlichen Verkehrssystems dienen.

ak Nr. 644, 11. Dezember 2018

Der Winter kommt

Die Wintersportsaison hat begonnen. Linken ist das egal. Als ich vor ein paar Monaten mit einer linken Tageszeitung mögliche Sportbeiträge besprach, kam als Antwort: „Fußball und Tennis ist abgedeckt. Aber für Wintersport hat sich bei uns tatsächlich noch nie jemand interessiert.“

Dabei ist Deutschland durchaus ein Wintersportland. Bei den Olympischen Spielen in Pyeongchang im Februar dieses Jahres landete man im Medaillenspiegel gar auf Rang zwei hinter der

Wintersportmacht Norwegen. Zwar wurde viel Edelmetall in sogenannten Randsportarten wie Rodeln oder Bob gewonnen, aber immerhin.

Nun überrascht es nicht, wenn der Wintersport Linke wenig kümmert. Er wird vor allem am Land betrieben, Linke leben gerne in Städten. Außerdem wird Wintersport fast ausschließlich im Globalen Norden betrieben, wo er eine Domäne alteingesessener Gemeinden bleibt. So taucht die National Hockey League nie in den Meldungen über Sportler_innen auf, die in den USA gegen Rassismus oder die Trump-Regierung Stellung beziehen. Im Eishockey fehlen die Repräsentant_innen gesellschaftlicher Minderheiten, die diese Proteste tragen. Wenn sich Wintersportler_innen politisch profilieren, geht es meistens daneben. In Österreich entschieden sich zwei olympische Goldmedaillengewinner, der Skirennläufer Patrick Ortlieb und der Bobfahrer Ingo Appelt, für eine politische Karriere. Beide gingen zur FPÖ.

Vor knapp einem Jahr erwähnte ich in dieser Kolumne, dass sich die US-Skistars Mikaela Shiffrin und Lindsey Vonn kritisch zur US-Regierung äußerten und der Serienweltcupsieger Marcel Hirscher sowie das deutsche Slalom-Ass Felix Neureuther die Vergabe Olympischer Spiele nach rein kommerziellen Interessen beanstandeten. Das sind positive Entwicklungen. Im Allgemeinen fallen die Rebell_innen im Wintersport jedoch in erster Linie durch ungewöhnliche Frisuren oder flotte Social-Media-Sprüche auf. Die Progressivität der Snowboard- und Freestyle-Szene endet bei HipHop-Tunes und gelegentlichem Drogenkonsum. Quasi revolutionär mutet im Vergleich die proletarische Hammer-Jubelpose des Biathleten Erik Lesser an, der damit seinem Herzensverein Erzgebirge Aue huldigt.

Wenn sich Athlet_innen gegen die Gängelung durch ihre Sportverbände auflehnen, geht es meistens ums Geld. Die Stars wollen Verträge mit individuellen Sponsoren abschließen. Die Verbände verweisen auf ihre eigenen Abkommen. So darf nicht die Automarke X auf dem Helm sichtbar sein, nur die Marke Y. Der Norweger Henrik Kristoffersen hat deshalb schon Weltcup-Rennen ausgelassen. Damit drohte heuer auch Ester Ledecká, die in Pyeongchang sensationell Gold im Skifahren wie im Snowboarden gewann. Der tschechische Skiverband lenkte im letzten Moment ein.

Es ist einfach, die Athlet_innen in diesen Konflikten als wackere Einzelkämpfer_innen gegen selbstgefällige Verbände mit patriarchalen Strukturen zu sehen. Doch gilt es auch den Grund für die besondere Macht der Wintersportverbände zu bedenken. Der Wintersport generiert vergleichsweise wenig Geld. Die meisten Athlet_innen sind auf öffentliche Förderungen angewiesen. Die Verbände operieren auf der Basis des Solidaritätsprinzips: Talente werden gefördert, einige wenige bringen später Einnahmen, und diese Einnahmen werden wieder verwendet, um neue Talente zu fördern. Auch wenn Machtmissbrauch und Korruption weit verbreitet sind, ist am Prinzip selbst nichts falsch. In jedem Fall gibt es keinen Grund, privates Sponsoring als überlegen zu erachten. Es gibt hier weit verbreitete Missverständnisse.

Ähnliches gilt für die in regelmäßigen Abständen medienwirksam aufbereiteten Forderungen Lindsey Vonn, an einem Weltcup-Abfahrtslauf der Herren teilzunehmen. Was nach einem bahnbrechenden feministischen Vorstoß klingt, ist tatsächlich wenig mehr als ein Publicity-Stunt. Dass Skirennläuferinnen – wie ihre Kolleg_innen in so ziemlich allen anderen Sportarten – in vielerlei Hinsicht benachteiligt werden, steht außer Frage. Auch außer Frage steht die Wichtigkeit, sich mit der Geschlechterbinarität auseinanderzusetzen, die die Welt des Sports prägt. Nur müssen entsprechende Diskussionen alle Sportlerinnen involvieren, anstatt der weiteren Profilierung einer „Ausnahmeathletin“ zu dienen. Vonn's Forderungen sind weder sportlich sinnvoll noch können sie als Modell dienen. Es ist kein Zufall, dass ihnen niemand im Weltcupzirkus, Herren oder Damen, viel abgewinnen kann. Mit einer Ausnahme: Der mehrfache norwegische Abfahrtweltcupsieger Aksel Lund Svindal findet die Idee gut. Zufällig teilt er mit Vonn den Privatsponsor.

White Trash on Ice

Vor 25 Jahren, genau am 6. Januar 1994, kam es zu einem der aufsehenerregendsten Ereignisse der modernen Sportgeschichte. In Detroit fanden die US-Meisterschaften im Eiskunstlauf statt, die gleichzeitig als Qualifikation für die Olympischen Winterspiele im norwegischen Lillehammer dienten. Der Wettbewerb der Damen stand im Zeichen des Duells zwischen Nancy Kerrigan und Tonya Harding. Als Kerrigan nach einer Trainingseinheit das Eis verließ, zertrümmerte ihr ein Mann mit einem Schlagstock das rechte Knie. Die Bilder einer verzweifelten Eiskunstläuferin, die „Warum? Warum? Warum?“ schreit und von ihrem Vater aus der Halle getragen wird, gingen um die Welt.

Der US-Eiskunstlaufverband entschied, Kerrigan in jedem Fall für die Olympischen Spiele zu nominieren. Sollte sie sich erholen, dann dürfe sie auch antreten. Sie erholte sich und gewann Silber, geschlagen nur von Oksana Baiul aus der Ukraine.

Der Attentäter war inzwischen ausgemacht worden. Es handelte sich um einen gewissen Shane Stant, was die Öffentlichkeit jedoch nicht weiter interessierte. Viel aufregender war, dass dieser von Hardings Ex-Mann Jeff Gillooly angestiftet worden war. Kerrigan sollte außer Gefecht gesetzt werden. Stant, Gillooly sowie zwei Mithelfer wurden zu mehrjährigen Haftstrafen verurteilt.

Ob Harding selbst von den Plänen wusste, ist bis heute nicht geklärt. Nachdem der Fall bis zu den Olympischen Spielen nicht aufgeklärt war, durfte sie dort antreten. Sie belegte einen enttäuschenden achten Platz. Aussagen im Prozess gegen ihren Ex-Mann und seine Partner sicherten ihr Straffreiheit. Der US-Eiskunstlaufverband jedoch sperrte sie lebenslänglich. Harding war 23 Jahre alt und die meistgehasste Frau im Sportzirkus.

Für die Medien war die Geschichte ein gefundenes Fressen. Die Dramaturgie schrieb sich selbst. Kerrigan war wohlbehütet an der amerikanischen Ostküste aufgewachsen. Sie galt als attraktiv, höflich und bescheiden und hatte mehrere lukrative Werbeverträge. Harding verbrachte ihre Kindheit in Trailer Parks in Portland, Oregon. Sie trainierte in Einkaufszentren, galt als ungehobelt und vulgär. Kritiker*innen meinten, dass mit ihr der „White Trash“ in die heile Welt des Eiskunstlaufs Einzug hielt.

Der mediale Umgang mit der Attacke auf Kerrigan überforderte Harding restlos. Wurde sie dazu befragt, sprach sie meist über sich selbst. Wenn sie Bedauern ausdrückte, wirkte es unglaubwürdig. Nach dem Ende ihrer Eiskunstlaufkarriere wurde das White-Trash-Image zum Selbstläufer. Harding versuchte sich als Boxerin, Schauspielerin in B-Movies und Moderatorin schlechter Fernsehsendungen. Zwei Ehen gingen in die Brüche, ebenso die Beziehung zu ihrer Mutter.

Nancy Kerrigan wurde 2004 in die US-Hall-of-Fame des Eiskunstlaufs aufgenommen. Nach Ende ihrer Wettkampfkariere war sie der Star mehrerer Eisrevuen, arbeitete als TV-Expertin und gründete eine Stiftung für Menschen mit Sehschwächen.

Das 25jährige Jubiläum des „Schlags, den die ganze Welt hörte“ brachte neue Aufmerksamkeit für alle Beteiligten. Hollywood trug mit dem Film „I, Tonya“ das seine dazu bei. Der Film basiert zum größten Teil auf Interviews mit Harding, suggeriert jedoch, dass die Wahrheit aufgrund der Unglaubwürdigkeit der Zeug*innen nie ans Licht kommen wird. Er bedient sich hemmungslos klassistischer Klischees und ergeht sich in Darstellungen häuslicher Gewalt. Harding stört das nicht. Sie findet den Film „großartig“. Kerrigan hat ihn sich eigener Aussagen zufolge nicht angesehen.

Für sportinteressierte Menschen ist es schwierig, sich der Faszination der Geschichte zu entziehen. Konkurrent*innen vorsätzlich außer Gefecht zu setzen (zumindest außerhalb des sportlichen Wettkampfs selbst), gilt als Kardinalsünde. Dazu kommt die Klassenfrage. Doch ist diese komplizierter, als es den Anschein haben mag. Kerrigan mag wohlbehütet aufgewachsen sein, aber aus der Arbeiterklasse kam auch sie. Ihr Vater war Schweißer und nahm Extrajobs an, um ihr Training zu finanzieren. Die Opferrolle lässt sich nicht einfach auf Harding übertragen. Doch zweifellos spiegelt sich in den Ereignissen die Brutalität einer leistungsorientierten Klassengesellschaft wider. Viviana Olen und Matt Harkins, die in New York das „Tonya Harding

and Nancy Kerrigan Museum“ betreiben, meinen, dass es sich hier „um die amerikanischste aller Geschichten“ handelt. Damit mögen sie recht haben.

ak Nr. 646, 19. Februar 2019

Sport für alle

Es schwang ein wenig Stolz mit in der Stimme meines Freundes: »Glaubst du, ich bin der erste Anarchist, der in einem schwedischen Nationalteam spielt?« »Keine Ahnung«, sagte ich und überlegte, ob ich das Nationalteam, für das er spielte, wirklich ernstnehmen konnte. Schließlich sprachen wir über Tischeishockey.

Tischeishockey ist dem bei uns weit bekannteren Tischfußball nicht unähnlich, wird aber auf kleineren Spielfeldern gespielt, die aus Plastik sind und sich leicht in jeder Küche unterbringen lassen. Mein Freund hat dort Dutzende solcher Spielfelder gestapelt. Er wird vom Marktführer der Tischeishockeyspielindustrie gesponsert. Sobald eines der Spiele abgenutzt ist, wird es verschenkt und ein neues aufgestellt. So haben alle etwas davon.

Einmal begleitete ich meinen Freund zu einem Turnier, wo er mit seinem Team, den Björkhagen Rangers, spielte. Es fand im Theatersaal eines Stockholmer Kulturzentrums statt. 30 Tische waren aufgebaut worden und die Spieler_innen, unter ihnen sehr wenige Frauen, machten sich bereit. Zuschauer_innen gab es so gut wie keine. Ein Ereignis für richtige Sportliebhaber_innen.

Nicht jeder sportliche Nerd-Event findet unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt. Nur wenige Kilometer von besagtem Kulturhaus entfernt liegt Stockholms »Globen«, die größte Event-Arena der Stadt. Hier wird der Eurovisions-Song-Contest veranstaltet, wenn Schweden wieder einmal gewonnen hat, Bands wie U2 und Metallica spielen auf, und ab und an wird ein WM-Finale im (richtigen) Eishockey ausgetragen. Ein weiterer Garant, die Halle zu füllen, sind große E-Sport-Events, also auf sportlichen Wettbewerb getrimmtes Videospiele. Schweden – immerhin Heimat von Minecraft – ist hier eine Großmacht.

Um öffentliche Anerkennung müssen E-Sportler_innen trotzdem kämpfen. Einer von ihnen, Emil Christensen, besser bekannt als HeatoN, durfte im Jahr 2017 erstmals an »Mästarnas mästare« teilnehmen. Das Programm ist Vorbild für die deutsche Sendung »Ewige Helden«. Dort treten frühere Hochleistungssportler_innen in verschiedenen Wettkämpfen gegeneinander an. Leider lief es für HeatoN, der seine größten E-Sport-Erfolge mit dem Team Ninjas in Pyjamas feierte, an der Seite von ehemaligen Ski- und Fußballstars nicht besonders. Er schied in der ersten Runde sang- und klanglos aus. Für Menschen mit Vorbehalten gegen E-Sport mag das eine Genugtuung gewesen sein. In der Gaming Community wurde HeatoNs Einsatz trotzdem gefeiert.

Bevor jetzt zu viele lästern: E-Sport ist im Kommen, ob es gefällt oder nicht. Mehrere Bundesliga-Vereine haben mittlerweile Teams für Fußball am Joystick, Hertha BSC Berlin sogar eine eigene E-Sport-Akademie.

Diskussionen darüber, was richtiger Sport ist, sind schwierig. Schach hat E-Sport gegenüber nur geringe Argumentationsvorteile. Und wenn physische Leistungsfähigkeit, nicht nur technisches Geschick, vorausgesetzt werden, wird es schon bei Darts und sogar dem fest im olympischen Programm verankerten Schießsport happig. Macht man die Definition hingegen rein am organisierten Wettkampfcharakter fest, können auch Bridge, Schere-Stein-Papier und »Mensch ärgere dich nicht« zum Sport mutieren.

In jedem Fall gibt es unter unkonventionellen Sportarten sehr charmante Varianten. Besonders solche, in denen junge Frauen dominieren. Hier entstehen eigene Subkulturen, die als Freiräume beschrieben und feministisch besetzt werden. So erfuhr ich aufgrund der Tierverliebtheit meiner Bonustochter, dass es Wettbewerbe im Kanin-Hop gibt. Hier springen an der Leine geführte Hauskaninchen über Hindernisse. Der Unterhaltungswert ist nicht zu unterschätzen, vor allem, wenn die Kaninchen eigentlich Lust auf etwas ganz anderes haben.

Noch faszinierender ist jedoch eine vor allem in Finnland populäre Sportart, nämlich das auch im

Deutschen so genannte »Hobby Horse Riding« oder schlicht »Hobbyhorsing«. Es handelt sich um Pferdesport, allerdings mit Steckenpferden. Diese werden mit viel Liebe und Kreativität gestaltet und tragen Namen wie Chattanooga Choo Choo oder Haters Gonna Hate. Ansonsten ist alles ziemlich so wie im herkömmlichen Pferdesport. Im Springreiten sind Parcours zu bewältigen und bei der Dressur gibt es Punkterichter_innen. Klassenbarrieren spielen jedoch keine Rolle. Steckenpferde können sich die meisten Jugendlichen leisten. Auch Tierschützer_innen dürfen beruhigt schlafen. Der Dokumentarfilm »Hobbyhorse Revolution« bietet mehr Einblick in diese bezaubernde Welt und sei allen ans Herz gelegt. Überzeugender können Gründe für eine Erweiterung unseres Verständnisses dessen, was Sport ist, kaum sein. Unter diesen Bedingungen könnte er glatt allen gefallen.

ak Nr. 647, 19. März 2019

Der Winter geht

Im März geht die Wintersportsaison zu Ende. Es lässt sich nicht länger verleugnen: der Wintersport befindet sich in einer Krise. Und nicht nur wegen des Klimas.

Bei den Alpen war die Saison von Absagen und Rennen auf verkürzten Strecken geprägt, nicht zuletzt bei der Weltmeisterschaft im schwedischen Åre. Es ist nicht der Mangel an Schnee, der Probleme bereitet. Der alpine Skizirkus hat sich längst auf Kunstschnee eingestellt. So sehr, dass die ideale Piste heute ausschließlich aus gefrorenem Wasser und Chemikalien besteht. Naturschnee wird zum Störelement, der „unfaire Bedingungen“ schafft. Wenn er plötzlich in großen Mengen auftritt, finden Rennen erst gar nicht statt. Seit einigen Jahren wird gewitzelt, dass man doch schlicht in Skihallen antreten soll, von denen es weltweit rund 150 gibt, unter anderem in Kairo und Kuala Lumpur, aber auch in Neuss und Bottrop. Das Szenario ist alles andere als unrealistisch.

Kunstschnepisten, oft hart wie Beton, mögen auch wesentlich zu dem enormen Anstieg an Verletzungen beitragen – neben Material, das immer extremere Winkel und Radien zulässt und die Gelenke der Athlet_innen besonderem Druck aussetzt. Vor allem die Anzahl der Knieverletzungen ist besorgniserregend. So erwischte es die frischgebackene Abfahrtsweltmeisterin Ilka Stuhec nur zwei Wochen nach ihrem Triumph in Åre. Bei einem Weltcuprennen riss sie sich das Kreuzband – zum zweiten Mal innerhalb von 18 Monaten. Lindsey Vonn, die mit 82 Weltcuprennen so viele wie keine andere Skiläuferin gewonnen hat, beendete ihre Karriere in Åre mit den Worten: „Mein Körper ist kaputt und lässt sich nicht mehr reparieren.“

Auch die nordischen Bewerbe finden fast nur noch auf Kunstschnee statt. Oder auf Schnee aus Depots. Um jedes Jahr den Auslauf für das traditionelle Springen auf der Innsbrucker Bergiselschanze zu präparieren, werden bis zu 3.500 Kubikmeter Schnee (circa 250 LKW-Ladungen) geliefert. Für die Anlaufspur ist das nicht nötig. Anlaufspuren bestehen in der Regel nur noch aus Keramik.

Ein seit langem gewohntes Bild sind auch die weißen Bänder, die sich durch grüne Landschaften ziehen, um Langlauf- und Biathlonbewerbe zu ermöglichen. Als es kurz vor der diesjährigen Nordischen Ski-WM in Seefeld heftig zu schneien begann, gerieten die Veranstalter_innen in Panik. Der Neuschnee wurde so schnell weggeschöpft, wie er fiel. Die Erklärung: „Naturschnee ist zwar schön, man kann ihn aber nicht formen. Wir müssen hier aber etwas Symmetrisches bauen, dafür eignet sich nun einmal der Kunstschnee.“

Bei Laien mag das Kopfschütteln verursachen. Für die alten Herren des Internationalen Skiverbandes FIS, bei dem im 12-köpfigen Vorstand keine einzige Frau sitzt, ist das ganz normal. Weniger normal ist es, mit den einfachsten demokratiepolitischen Entwicklungen Schritt zu halten. Dabei geht es nicht nur um Gleichberechtigung. Anfang Februar äußerte sich Gian Franco Kasper, FIS-Präsident seit 1998, zur Kritik an der Vergabe von Großereignissen an autoritäre Regime wie folgt: „Vom Geschäftlichen her sage ich: Ich will nur noch in Diktaturen gehen, ich will mich nicht mit Umweltschützern herumstreiten.“

Als wäre all das für ein Imageproblem des Wintersports nicht genug, ist da noch das Dauerproblem Doping. Mit Ausnahme des Radsports gibt es keinen Sport, der derart stark mit Doping in Verbindung gebracht wird wie der Skilanglauf. 2001 wurde ein ganzes Land traumatisiert, als die besten Langläufer_innen Finnlands, Volksheld_innen allesamt, kollektiv des Dopings überführt wurden – bei der Heim-WM in Lahti.

Bei der WM in Seefeld in diesem Jahr erwischte es eher das Mittelmaß. Der polizeiliche Zugriff war dafür umso spektakulärer. Der österreichische Langläufer Max Hauke wurde von den Polizisten, die ihn festnahmen, gar mit einer Bluttransfusion im Arm angetroffen. Einer der Beamten leakte ein Video von der Festnahme, das daraufhin in österreichischen Medien kursierte. Erst juristische Bedenken setzten dem ein Ende. Hauke könnte wegen der Verletzung seiner Persönlichkeitsrechte einen Prozess anstrengen. Die Staatsanwaltschaft ermittelt währenddessen gegen ein Doping-Netzwerk, das sein Zentrum in Erfurt haben soll.

Selbst als Wintersportfan sehnt man sich schon fast nach dem Ende der Saison. Ob es in den kommenden Jahren besser wird, ist fraglich. Die Zukunft des Wintersports sieht nicht rosiger aus als die Zukunft des Winters überhaupt. Ein zeitgemäßer Untergang sozusagen, der den Wintersportfan mit Wehmut zurückblicken lässt.

ak Nr. 648, 16. April 2019

30 Jahre Hillsborough: späte „Gerechtigkeit“

Am 15. April jährt sich zum 30. Mal die Tragödie von Hillsborough. Was war geschehen?

Am 15. April 1989 fand im Hillsborough-Stadion im englischen Sheffield ein Fußballpokalspiel zwischen dem FC Liverpool und Nottingham Forest statt. Eine Massenpanik auf den Rängen führte dazu, dass 96 Menschen ihr Leben verloren. Die meisten starben an Atemnot. Sie wurden gegen Barrieren gedrückt oder in der Menge eingequetscht, unfähig sich zu bewegen. Die große Mehrheit von ihnen waren Liverpool-Fans.

Vier Jahre zuvor, am 29. Mai 1985, wurden Liverpool-Anhänger_innen für die Ausschreitungen vor dem Europapokalendspiel zwischen Liverpool und Juventus Turin im Brüsseler Heysel-Stadion verantwortlich gemacht. Dort starben 39 Menschen, hauptsächlich Juventus-Fans.

Als es zu der Tragödie in Hillsborough kam, waren die vermeintlich Schuldigen schnell ausgemacht. Betrunkene und rücksichtslose Liverpool-Fans, so hieß es, hätten ihre eigenen Leute in den Tod getrieben. Das Boulevardblatt „The Sun“ titelte: „Die Wahrheit: Fans bestehlen die Opfer, urinieren auf Polizisten und griffen Notärzte an.“ In Liverpool kam es zu Boykottkampagnen gegen die Zeitung. Sie lässt sich bis heute dort kaum verkaufen. „The Sun“ ging in der Dämonisierung der Liverpool-Fans am weitesten, doch der mediale Tenor war einhellig: Hillsborough war das Resultat einer außer Rand und Band geratenen Fußballfankultur.

Dies obwohl es schon unmittelbar nach dem Ereignis kritische Gegenstimmen gab. Beobachter_innen vor Ort betonten, dass die Massenpanik durch – die Ironie ist grausam – rigide „Sicherheitsmaßnahmen“ der Polizei provoziert worden war. Diese hatte viel zu wenig Eingänge für Liverpool-Fans geöffnet. Tausende befanden sich noch vor dem Stadium, als das Spiel angepfiffen wurde. Als die Situation zu eskalieren drohte, wurde ein großes Tor geöffnet, das eigentlich nur als Ausgang diente. Durch einen engen Tunnel stürmten Tausende von Fans in den Liverpools Fanblock: eine Todesfalle. Ein vor dem Stadion postierter Polizeibeamter hatte bei der Einsatzleitung um eine zwanzigminütige Verspätung des Anpfiffs angesucht. Dem Ansuchen wurde nicht stattgegeben. Stattdessen behaupteten Polizeisprecher, dass Liverpool-Fans das besagte Tor selbst aufgebrochen hätten. Eine glatte Lüge.

Das Spiel dauerte genau sechs Minuten. Danach wurde es abgebrochen und die Teams zogen sich in die Kabinen zurück. Hunderte von Fans konnten sich nur noch retten, indem sie über die Sicherheitszäune kletterten. Am Spielfeld blieben sie sich selbst überlassen. Ein Polizeibeamter erklärte Jahre später: „Wir überließen die Fans sich selbst, damit sie ihren Ärger nicht an uns

ausließen.“ Von Sanitäter_innen war lange keine Spur zu sehen. Die Rettungsdienste waren restlos überfordert. Das Personal der vor dem Stadion geparkten Ambulanzen wusste nicht, ob es vor dem Stadion auf Opfer warten oder ins Stadion fahren sollte.

Im März 1991 sprach ein Gericht in Sheffield die Behörden von jeder Schuld frei und erklärte die Tragödie offiziell zum Unglücksfall. Es begann ein langer Kampf um Aufklärung. Angehörige der Opfer, Liverpool-Fans und Initiativen wie die Hillsborough Justice Campaign forderten von der britischen Regierung einen unabhängigen Untersuchungsausschuss. Unter der Labour-Regierung von Gordon Brown wurde ein solcher schließlich eingesetzt – im Jahr 2009, 20 Jahre nach den Geschehnissen.

Am 12. September 2012 präsentierte das „Independent Hillsborough Panel“ seinen Bericht. Dieser ließ keinen Zweifel daran, dass die Ursache der Tragödie im Fehlverhalten der Polizei zu finden und die medizinische Erstversorgung unzureichend gewesen war. Das Rechtsverfahren wurde neu aufgerollt und das ursprüngliche Urteil revidiert. Am 26. April 2016 erklärte ein Geschworenengericht die Todesfälle zu „Unlawful Killings“, was bedeutet, dass sie durch widerrechtliches Verhalten anderer herbeigeführt wurden. Gegen sechs Verantwortliche der Einsatzkräfte wurden individuelle Klagen eingereicht.

Ob sich bürgerliche Rechtsurteile je als politische Siege verbuchen lassen, ist eine schwierige Frage. Sie sei hier dahingestellt. Ungeachtet dessen zeugt die Hartnäckigkeit der Angehörigen der Hillsborough-Opfer und ihrer Unterstützer_innen von einer Weigerung, sich von staatlichen Behörden beleidigen, belügen und bevormunden zu lassen. Ihr Kampf berührt und inspiriert. Wenn sich nun einige wenige Repräsentant_innen der Macht vor Gericht zu verantworten haben, mag das geringfügig erscheinen. Leid zu tun brauchen sie einem nicht.

ak Nr. 649, 21. Mai 2019

Zu viel Testosteron

In den Köpfen progressiver Zeitgenoss*innen mag die binäre Geschlechtertrennung überwunden scheinen. Die gesellschaftliche Umsetzung hinkt freilich hinterher. Besonders deutlich wird das in der Welt des Sports. Dort werden gar archaisch anmutende Geschlechterhierarchien reproduziert. So gibt es beispielsweise keine auch nur ansatzweise vernünftige Erklärung dafür, warum bei einer WM-Langlaufstaffel die Herren jeweils 10 km zurücklegen, die Frauen jedoch nur 5. Es wird schlicht und einfach Macht markiert: Männer sind besser, stärker, wichtiger.

Das ist jedoch bei weitem nicht das einzige Problem. Ein weiteres ist, dass diejenigen keinen Platz im Sport finden, die nicht in konservative Geschlechterbilder passen. Keine Geschichte verdeutlicht dies mehr als die der südafrikanischen Läuferin Caster Semenya, dreifache Weltmeisterin und zweifache Olympiasiegerin über 800 Meter.

Seit Semenya 2009 als 18-jährige scheinbar aus dem Nichts in die Weltklasse aufstieg, wird ihre Identität als Frau infrage gestellt. Was anfangs noch als peinliche Kombination von Ignoranz, Neid und Bigotterie erschien („so muskulös ist keine Frau“), wurde bald von höchster Stelle legitimiert. Der Weltleichtathletikverband IAAF zitierte Semenya allen Ernstes zum Geschlechtstest.

Semenya durfte danach weiterhin als Frau antreten. Allerdings wurde bei den Untersuchungen ein außergewöhnlich hoher Testosteronwert festgestellt und Semenya gezwungen, diesen medizinisch zu reduzieren – ungeachtet der Tatsache, dass der IAAF in seinen Antidopingkampagnen ständig vor den gesundheitlichen Risiken von Hormonbehandlungen warnt.

2015 hob der Internationale Sportgerichtshof CAS die Regelung auf. Ein Zusammenhang zwischen Testosteron und sportlicher Leistungsfähigkeit sei nicht erwiesen. Doch der IAAF gab sich nicht geschlagen. 2018 führte er die Regelung mit einem Twist wieder ein: Dieses Mal galt sie nur für Mittelstreckenläuferinnen wie Semenya.

Der Fall landete wieder beim CAS. Am 1. Mai verkündete dieser sein Urteil. Es hielt die modifizierte IAAF-Regelung aufrecht. Mit einer durchaus verblüffenden Erklärung: Zwar sei eine

Testosteron-Obergrenze „diskriminierend“, aber diese Diskriminierung „ein notwendiges, vernünftiges und angemessenes Mittel, um die Integrität des Frauensports zu bewahren“.

Semenya ist in Südafrika Volksheldin. Ihre Geburtsurkunde weist sie als Frau aus, für ihre Familie sind die Spekulationen um ihre Geschlechtsidentität unbegreiflich. Der Südafrikanische Leichtathletikverband meinte in einer Stellungnahme: „In Südafrika weiß man, was Diskriminierung heißt. Das Urteil des CAS öffnet die Wunden der Apartheid. Es entschuldigt Diskriminierung nicht nur, es legitimiert sie auch noch.“

Sebastian Coe, selbst Olympiasieger und heute IAAF-Präsident, zeigt sich davon unbeeindruckt. Er dankte dem CAS für das Urteil und stellte klar: „Die Leichtathletik kennt zwei Klassifikationen: die des Alters und die des Geschlechts. Wir verteidigen beide mit allen Mitteln.“ Unterstützung erhält Coe von vielen Seiten. Paula Radcliffe, Weltrekordhalterin im Marathon, meint, dass „der Frauensport geschützt“ werden müsse. Fragt sich nur vor wem. Patriarchalen Sportverbänden, sexistischen Medien, diskriminierendem Sponsoring? Oder Frauen mit „intersexuellen Anlagen“, wie die Presse in Bezug auf Semenya gerne formuliert?

Die würdelosen Debatten um Caster Semenya entsprechen einem gesellschaftlichen Klima, in dem von „Genderwahn“ die Rede ist und Schwarze Körper immer noch als Bedrohung wahrgenommen werden. Es gibt Läuferinnen, die bei der Erwähnung Semenyas Namens in Tränen ausbrechen, weil sie so sehr unter der Ungerechtigkeit zu leiden haben, gegen sie antreten zu müssen. Wohlgermerkt handelt es sich in der Regel um Athlet*innen aus reichen Industrieländern, die ihre sozioökonomischen Vorteile offenbar nicht als Ungerechtigkeit, sondern als Selbstverständlichkeit empfinden.

Der „Fall Semenya“ scheint jene zu bestätigen, die Geschlechtertrennung im Sport ohnehin als reaktionär betrachten. Diese unmittelbar abzuschaffen, würde freilich zu anderen Probleme führen. Solange wir in einer patriarchalen Welt leben, kann Frauensport auch Schutzraum sein, und solange Sport streng wettbewerbsorientiert ist, wären Frauen von vielen Events ausgeschlossen. Doch selbst unter den gegebenen Bedingungen ist zu erwarten, dass alle an sportlichen Wettbewerben teilnehmen dürfen, ohne sich einer medizinischen Zwangsbehandlung unterziehen zu müssen. Ein Gerichtsurteil, dass eine solche als „notwendig, vernünftig und angemessen“ erachtet, kann nie etwas anderes als beschämend sein.

ak Nr. 650, 18. Juni 2019

Fairplay und die Klassenfrage

Ich solle in meiner Kolumne doch einmal über Fairplay schreiben, meinte ein aufmerksamer Leser. Das jedoch kritisch. Schließlich sei Fairplay ein bürgerliches Konzept. Als Beleg schickte er einen Text des US-amerikanischen Sporthistorikers Allen Guttmann mit, in dem dieser kategorisch feststellt: „Die Fairness ist das Produkt einer bestimmten Klasse. Genauer gesagt ... der englischen Mittel- und Oberschicht der viktorianischen Epoche.“

Gut, dachte ich mir, nimmst du die Herausforderung eben an. Und es ist eine Herausforderung, denn: Ich muss gestehen, ich bin Fairplay-Fan. In meinem Büchlein „Die Linke und der Sport“ finden sich gar Sätze wie: „Begriffe wie ‘Sportlichkeit’ oder ‘Fairplay’ erinnern viele Menschen an Ritterlichkeit, Galanterie oder schlicht Heuchelei. Das ist verständlich. Doch im Grunde drücken diese Begriffe ein einfaches Prinzip aus, das für alle Gesellschaften wesentlich ist. Es beruht darauf, dass es unausgesprochene und nicht-formalisierte Regeln gibt, deren Berücksichtigung unabdingbar für ein gemeinsames Erleben bzw. Zusammenleben ist, in dem sich alle Parteien wertgeschätzt fühlen, das keine Bitterkeit hinterlässt und keine unnötigen Konflikte schürt. Kurz, es geht um das Prinzip der Solidarität.“

Starker Tobak. Aber bin ich nun Klassist? Glücklicherweise habe ich nicht nur eine Schwäche für Fairplay, sondern auch für den Arbeitersport. Denn in dessen Schriften ist es nicht schwierig, Rückhalt für mein Fairplay-Faible zu finden. „Sport und Politik“, der programmatischste aller Texte

zum Arbeitersport, wurde 1928 vom damaligen Präsidenten der Sozialistischen Arbeitersport-Internationalen Julius Deutsch verfasst. Darin findet sich die folgende Behauptung: “Die Rücksichtslosigkeiten und Rohheiten, die man oft auf den Sportplätzen wahrnimmt, sind typische Erscheinungen des bürgerlichen Sportbetriebs, während sich der Arbeitersport fast völlig davon freizuhalten versteht.” Es wird erzählt, dass Arbeiterfußballer unberechtigte Elfmeter absichtlich verschossen. Mehr Fairplay geht kaum.

Fairplay-Gesten jüngerer Vergangenheit verkomplizieren das Bild allerdings. Eine der berühmtesten trug sich in einem Fußballspiel der englischen Premier League im Dezember 2000 zu. Paolo di Canio, Angreifer für Westham United, hatte die Möglichkeit in ein verwaistes Tor zu köpfen, da der gegnerische Torwart verletzt auf dem Boden lag. Doch di Canio fing den Ball und unterbrach das Spiel. Eine fast rührende Anekdote. Der Hund liegt im Detail begraben. Di Canio ist bekennender Faschist, trägt eine Tätowierung zur Huldigung Mussolinis und grüßte während seiner Jahre bei Lazio Rom die rechtslastige Kurve mit unzweideutigen Gesten.

Glücklicherweise gibt es auch Gegenbeispiele. Im Golfsport gilt das heilige Gebot, dass alle Spieler*innen die Anzahl ihrer Schläge wahrheitsgetreu notieren. Wer verstößt penetrant gegen diese Regel? Richtig: Donald Trump. Der renommierte US-Sportjournalist Rick Reilly hat dies in seinem Buch “Commander in Cheat” ausführlich dokumentiert. Schon wird Fairplay wieder sympathischer.

Lassen wir die Anekdoten sein und wenden wir uns Argumenten zu. Hier kommt es, wie so oft, auf die Perspektive an. Fairplay im Sinne eines einfachen “Regelbefolgens” ist eine Tugend, die man sich leisten können muss und die den gesellschaftlichen Status quo schützt. Die unteren Schichten müssen Kratzen und Beißen, um sich Recht zu verschaffen. Insofern ist es durchaus legitim, die Erfolge der “Crazy Gang” des FC Wimbledon in den 1990er Jahren (legendär: der Hodenquetscher) als Erfolg der Arbeiterklasse zu feiern. Wenn jedoch das Verhalten der Crazy Gang als Modell des befreiten Lebens dienen soll, dann gute Nacht.

Andere Perspektive: Fairplay bedeutet sicherzustellen, dass alle am Sport Beteiligten Spaß an ihm haben und – was dafür notwendig ist – einander Respekt zollen. Dieses Ideal lässt sich keiner bestimmten Klasse zuschreiben. Unterschiede gibt es eher zwischen den Geschlechtern, zumindest in der praktischen Umsetzung. Sportler sind in der Regel Rotzlöffel, Sportlerinnen nicht. Quasi wie im richtigen Leben.

Während eines Biathlon-Weltcuprennens im Jahr 2017 überließ die Österreicherin Lisa Theresa Hauser ihrer deutschen Konkurrentin Vanessa Hinz einen Skistock. Hinz hatte ihren verloren, nachdem Hauser versehentlich auf ihn getreten war. Das passiert in einer Biathlon-Saison unzählige Male. Hauser aber tat Hinz leid, zumal “ein langer Anstieg” nahte. Für ihr Mitleid erhielt Hauser den Fairplay-Preis des deutschen Sports. Klassenfeind ist sie deshalb nicht.